

Rede des Preisträgers
Dr. Wolfram Eilenberger
aus Anlass der Verleihung des Mindelheimer Philosophiepreises 2011
am 1. Juni in der Jesuitenkirche

Der Fluss des Philosophierens - Über eine Erfahrung für alle

von Dr. Wolfram Eilenberger

Exzellenz, meine Damen und Herren, geschätztes Komitee,

wer einen Preis erhält, muss etwas geschrieben haben, das die Zustimmung zahlreicher Mitmenschen gleichzeitig fand. In meiner Zunft gilt das nicht unbedingt als gutes Zeichen. Es sei denn natürlich, die Jury bestünde ausschließlich aus Jugendlichen, die mit ihrem Votum bekannten, durch das prämierte Werk zum Denken angestiftet, ja verführt worden zu sein - weshalb der Mindelheimer Philosophiepreis, denkt man erst einmal darüber nach, der einzige auf Erden ist, den ein philosophierender Mensch mit wirklich gutem Gewissens annehmen kann. Ich tue dies heute mit großer Freude, mit Stolz und Dankbarkeit, und möchte an dieser Stelle - neben den Initiatoren und Sponsoren - ganz besonders meiner Familie und meinem Lektor Dr. Ludger Ikas vom Berlin Verlag danken, die mir im Prozess des Schreibens eine wichtige Stütze und Hilfe waren.

I. Die Unheimlichkeit der Glückskekse

Als ich einem befreundeten Autor von dem Motto der heutigen Veranstaltung erzählte, erklärte dieser freimütig, seinem Empfinden nach zähle Heraklits „Alles fließt“ zu den meist überschätzten Gemeinplätzen des Abendlandes. Es fiel gar das hässliche Wort vom „Glückskeksspruch“. Und tatsächlich fällt es nicht allzu schwer, sich vorzustellen, wie uns die Einsicht, es sei unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen, beim Lieblingschinesen um die Ecke ein leichtes Nicken abnötigt, „ja, und noch ein kleines Spezi für meine Tochter... Danke!“

Alles fließt, irgendwie dachte man sich das. Fließt wie die Mindel dort draußen, wie die Körpersäfte in uns, der Strom durch das Mikrofon, der Schall durch diese Kirche, das schöne Preisgeld auf mein Konto. So weit, so wahr. Das Pult, an dem ich im Moment stehe, fließt allerdings keineswegs, genauso wenig wie der polierte Steinboden unter mir. Auch der hochverehrte Herr Bischof, gleich in der ersten Reihe, fließt, Gott sei Dank, nicht. Er schwitzt höchstens, ein bißchen. Mit anderen Worten, der heilige Satz des Heraklit, er stimmt so einfach nicht, oder: Er stimmt nicht so einfach. Sehen wir ihn uns noch einmal etwas genauer an: Der Form nach denkbar einfach, geradezu kleinkindgerecht. Ein Subjekt (alles), ein Prädikat (fließt). Nur, dass es sich bei dem Subjekt „alles“ nicht um ein Ding oder eine Person handelt, sondern um das, was Logiker einen Quantor nennen, genauer, einen Allquantor: Nicht etwas Bestimmtes soll nämlich fließen, sondern schlicht alles, was ist. Das wäre die ausführliche Lesart:

Für jedes x, das existiert, gilt, dass es fließt.

Lösen wir nun noch die gewiss figurative Rede vom Fließen auf und verstehen sie als Sprachbild für Veränderungen jeglicher Art, liest sich der Satz wie folgt:

Alles, was existiert, unterliegt der Veränderung.

Das ist als Behauptung zumindest nicht offensichtlich falsch. Selbst die Sterne am Himmel, nicht wahr, existieren nur einen kosmischen Moment, bevor sie wieder verglühen. Unsere Wirklichkeit ist eine des ewigen Werdens - und damit Vergehens. Nichts, nichts hat in ihr Bestand. Nichts überdauert. Alles fließt.

Viel eher als eine empirische Behauptung aufzustellen, die sich bei genauerer Prüfung als wahr oder falsch erweisen ließe, legt Heraklits Satz eine gewisse Perspektive auf das uns einschließende Sein nahe. Es handelt sich, mit anderen Worten, um einen metaphysischen Satz. Einen ausgesprochen unheimlichen metaphysischen Satz. Wie angsteinflößend Heraklits Weise, die Welt zu sehen, in Wahrheit ist, lässt sich etwa daran ermessen, dass selbst die Evolutionslehre - als derzeit machtvollste Theorie ewigen Werdens und fortlaufender Veränderung - bis heute von einem Großteil der Erdbevölkerung entschieden abgelehnt wird.

Denken wir nun an einen existierenden Gott. In Heraklits Wirklichkeit ist auch er oder sie dem Gesetz ewigen Werdens unterworfen: Gott verändert sich. Er wurde oder wird. Selbst er bleibt sich nicht gleich, genau so wenig wie seine mutmaßlichen Gesetze oder Gebote: Alles fließt! Wer von uns wollte da noch fröhlich nicken?

II. Eine Kultur im Fluss

Einmal so weit gelangt, dürfen wir fragen, weshalb ein derart verstörendes, ja konkret kulturzersetzendes Motto für den heutigen Festakt ausgewählt wurde: Es gibt doch, nicht wahr, so viele andere, ungleich erbaulichere Glückseligsprüche der Philosophiegeschichte: Nimm und lies! zum Beispiel (Augustinus). Kants Satz vom Sternhimmel über und dem ewigen Gesetz in uns. Oder Wittgensteins weise Mahnung: Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man schweigen!

Womöglich fiel die Wahl ausgerechnet auf Heraklit, weil uns sein Glaubensbekenntnis heute in ganz besonderer Weise anspricht und angeht, gar so etwas wie eine Diagnose unserer Zeitalters nahe legt!

Die Wahl des Mottos sagte demnach etwas über unsere tiefsten Ängste und Hoffnungen aus - gerade die Ängste und Hoffnungen junger Menschen! Mit ihnen hat die Philosophie in besonderer Weise zu schaffen.

Ich stelle mir eine junge Ägypterin auf dem Tahrir-Platz in Kairo vor. Eine Faust wütend in die Höhe gereckt, mit der anderen Hand hält sie ein selbst bemaltes Pappplakat, auf dem steht: Alles fließt! Seht, wir haben keine Angst mehr! Keine Ordnung währt ewig!

Oder eine herbstliche Email an die Lieben in Mindelheim, gesendet von einem überforderten, übermüdeten, gnadenlos gestressten Berliner Erstsemester, dessen Freundin sich gerade von ihm getrennt hat: Alles fließt! steht in der Betreffzeile. Kein Halt mehr. Nichts ist, wie es war und sein sollte.

Ich stelle mir die Eltern dieses Studenten vor, an ihrem Arbeitsplatz, und die 200 plus Emails, die sich jeden Tag in ihrem Postfach sammeln. Unser ganzer alltäglicher Informationstsunami, der keinen klaren Gedanken mehr zulässt, dazu die Bilderflut des Fernsehens und des Internets ... alles fließt, will sagen, zerfließt. Wenn es doch nur einmal, für eine Stunde aufhören würde. Um uns. In uns. Wir, Tütensuppen im Ozean.

III. Im Strom

Das Wasser, der Fluss, die See, das sind von Beginn an und durch die Geschichte hindurch die zentralen Sprachbilder und Metaphern, die Philosophen verwenden, um von der Erfahrung des Philosophierens zu künden. Plato etwa vergleicht seine Denkerfahrung mit der eines Schiffes im Sturm, hin und her gerissen von höheren Gewalten: Wer philosophiert, tauscht den festen Boden der so genannten Tatsachen gegen schwankende Gründe. Dürfte ich Sie, Euch, wo Sie schon einmal bei der Erfahrung des Philosophierens sind, zu einem kleinen Experiment, einem Abenteuer, einer Bootstour einladen?

Es beginnt damit, die eigene Aufmerksamkeit auf ein ganz besonderes Gewässer zu lenken. Auf einen Fluss, so kräftig, wirbelreich, sprudelnd, tief und breit, dass er von jeher ein Strom genannt wurde. Ich rede, natürlich, von dem Strom unseres Bewusstseins. Ihres Bewusstseins. Beobachten Sie sich, jetzt, in diesem Moment: Da ist ein Fluss in Ihnen, der beständig in die Zukunft fließt. Wo er versiegt, sind Sie nicht - oder nicht mehr. Und wenn wir, wenn jeder von uns sich jetzt fragt, woraus dieser Bewusstseinsstrom eigentlich besteht, gibt es darauf vor allem eine Antwort: Der Bewusstseinsstrom, der jeder von uns auf eigene Weise ist, besteht aus Worten, aus sprachlichen Zeichen, aus Sätzen: aus Sprache. Sie, meine Damen und Herren, wir alle, in dieser Kirche, sind sprachliche Zeichenströme, die beständig in die Zukunft fließen. Und als ob das nicht wundersam genug wäre, will ich Ihre Aufmerksamkeit nun noch auf die Tatsache lenken, dass Ihr Strömen in diesem Moment, zumindest teilweise, aus meinen Worten besteht: Meine Worte sind in Ihrem Strom. Wir fließen, im Moment, ineinander!

Was passiert mit dem Strom unseres Bewusstseins, wenn und während wir philosophieren? Wie fühlt sich das an? Das ist eine Frage, die seltsam selten gestellt wird, vor allem, wenn es in Ministerien oder Kommissionen darum geht, den Wert der Philosophie für unser Leben zu verteidigen. Was wird zu Gunsten der Philosophie da nicht alles vorgebracht: Nützlich soll sie sein, für Karriere und Charakter, für Vaterland und Familie, Kultur und Gesellschaft, für den Bildungsstandort und die globale Wettbewerbsfähigkeit! Auch hier in Mindelheim.

Mag sein. Ich will es nicht bestreiten und mich auch nicht töricht über diese Diskussion erheben. Aber bevor die Philosophie auf irgendeinen konkreten, am besten noch volkswirtschaftlich quantifizierbaren Nutzen verpflichtet wird, würde ich anregen, zunächst die Frage nach der Erfahrung des Philosophierens zu stellen. Oder fiele es uns, nur zum Vergleich, etwa ein, den Wert der schönen Künste zu loben, ohne jemals vom heilsamen Eigenwert ästhetischer Erfahrungen zu sprechen? Gewiss nicht.

IV. Philosophie als Erfahrung

Das Buch, das den diesjährigen Preis erhielt (*Philosophie für alle, die noch etwas vorhaben*, Berlin Verlag, 2005), setzt mit einer Art Glaubensbekenntnis ein. Gleich mit den ersten Sätzen wird die Überzeugung geäußert, die Erfahrung des Philosophierens stehe uns allen offen, und auch, dass es sich bei dieser Erfahrung um eine im weitesten Sinne schöne, bereichernde Erfahrung handelt.

Ich zweifle nicht, dass sie alle, aus eigener Erfahrung, mit dem Fluss des Philosophierens vertraut sind. Doch lassen Sie mich zunächst von einer anderen, noch weitaus geläufigeren Erfahrungsart erzählen. Wir kommen ihr wohl am nächsten, wenn wir uns einen Menschen vorstellen, der mit der Fernbedienung in der Hand auf dem Sofa sitzt und zwei Stunden am Stück durch die vierzig Kanäle des späten Abendprogramms zappt. Hoch und runter, runter und wieder hoch. Oder einen Menschen, der im gleichen Zeitraum weitgehend ziellos durch das Internet paddelt, klick, klick, klick, mal hier, und immer weiter, wohin auch immer... Wie fühlt sich das an? Wir durchlaufen in solchen Stunden Erfahrungen, bei denen es uns „nicht kümmert, ob eine bestimmte Gegebenheit mit dem Vorangegangenen oder Nachfolgenden in Verbindung steht. Bei der es kein Interesse gibt, das zu sorgsamer Zurückweisung oder Auslese dessen führt, was in der Erfahrung aufgenommen werden soll. Dinge geschehen, aber sie werden weder entschieden miteinbezogen noch entschieden ausgeklammert. Wir lassen uns treiben. Je nach äußerem Druck geben wir nach, weichen aus. Es gibt ein Beginnen und Aufhören, aber keinen echten Anfang oder Abschluss. Ein Ding ersetzt das andere, aber keines nimmt das andere in sich auf.“ Es ist eine Erfahrung, die uns viel eher entleert als entspannt zurücklässt. Stunden, in denen wir, Schlafwandlern gleich, weder bei uns noch bei jemand anderem waren - noch bei der Welt.

Es ist eine Erfahrung, die denkbar weit entfernt vom Fluss des Philosophierens liegt, sozusagen am anderen Ende des Spektrums. Trifft dies zu, lässt sich mit den Worten des großen amerikanischen Philosophen und Erziehers John Dewey, von dem die vorangegangene Beschreibung stammt, schon einmal Folgendes festhalten: „Die Gegner der Philosophie sind die Langweiler! Es ist die Schlawheit loser Enden! Die Inkonsequenz, die richtungslose Nachgiebigkeit!“

Wie beschreibt Dewey, als einer, der es wissen musste, aber die Erfahrung gelingenden Philosophierens? Natürlich, er beschreibt sie wie ein rauschendes Gewässer, dessen „Fließen den aufeinander folgenden Teilen seine Bestimmtheit verleiht. Es gibt keine Lücken, keine rein mechanischen Anschlüsse, sondern Pausen und Ruhepunkte, die die Eigenart der Bewegung unterstreichen. In ihr verschmelzen die verschiedenen Episoden und Begebenheiten miteinander, ohne dabei zu verschwinden, noch ihren eigenen Charakter zu verlieren... Wie bei einer stürmischen See“, fährt Dewey fort, „gibt es ein Aufeinanderfolgen von Wellen, Thesen, die sich erheben, um dann als Brecher zu zerschellen oder aber von der nächsten Welle weitergetragen werden“.

Diese Erfahrung ist, weiß Dewey, „durchaus nicht frei von Kampf und Konflikt, von Widerständen... und obwohl Kampf und Konflikt schmerzhaft sind, mag man sie als positiv bewerten... Der Schluss dieser Erfahrung ist nichts Einzelnes oder Bezugsloses, sondern der Höhepunkt einer Bewegung. Meist beinhaltet dieser Schluss eine Neuorientierung, die schmerzhaft sein kann“, schließt Dewey, weshalb man „die Erfahrung des Philosophierens auch nicht als amüsant bezeichnen kann. Wenn sie uns überkommt, bringt sie Leid mit sich, ein Leid, das nichtsdestoweniger mit der gesamten freudigen Erfahrung verbunden, ja ein Teil von ihr ist.“ Heute würde Dewey wahrscheinlich sagen: Wer philosophiert, ist auf ganz besonders intensive Weise im Flow! Im Fließen.

Selbstverständlich, es gibt andere Weisen, derart freudenspendend in den Fluss eigenen Erfahrens zu gelangen:

Musizieren, Malen, Fußball spielen, das Fahrrad reparieren, einen Kuchen backen, beim Computerspiel das letzte Level erreichen, Stehblues tanzen, Pilze suchen... Alles feine, wunderbare, intensive Erfahrungen. Was den Erfahrungsfluss des Philosophierens jedoch heraushebt - und ihn allenfalls mit der Literatur vergleichbar macht - ist das Medium, in dem und mit dem sich dieser Fluss sucht und findet: Es sind Worte, Sätze, Sprache. Das ist das Medium der Philosophierens, und übrigens auch das Medium, in dem und mit dem wir als Menschen recht eigentlich zueinander finden, und zu den Wirklichkeiten, die wir miteinander teilen.

In dieser Tatsache, glaube ich, liegt auch der Grund, weshalb man sich als Mensch während des Philosophierens nicht einsam fühlt, sondern im Gegenteil mit vielen anderen Menschen und deren Stimmen aufs engste verbunden; der Grund, weshalb man während dieser Erfahrung nicht nur ganz bei sich selbst ist, sondern auch ganz bei anderen und der Welt. Mit anderen Worten: Wer behauptet, Philosophieren sei nur etwas für weltfremde Eigenbrötler, beweist damit nur, nicht zu wissen, wovon er spricht. Nicht zuletzt ist Philosophieren, jedenfalls für mich, die heilsamste Form, mich mit dem kosmischen Gesetz des ewigen Werdens und Vergehens zu versöhnen. Anstatt gegen die eigene Endlichkeit zu rebellieren oder hier und da nach Schlupflöchern in die Ewigkeit zu schießen, stellt der Fluss des Philosophierens mir in Aussicht, die Schönheit, die Möglichkeiten und den Sinn des großen Fließens, dessen Teil ich bin, immer wieder neu zu erschließen. Den eigenen Platz, die eigene Stimme, in ihm zu finden.

V. Alltäglicher Aufbruch

Ich stelle mir Heraklit von Ephesus vor. Er sitzt auf dem Marktplatz seiner Stadt. Sein Mund ist leicht geöffnet, die Augen verloren in fokussierter Intensität: Alles fließt, stammelt er, kaum hörbar, vor sich hin. Könnte es sein, dass er damals vor allem und zunächst von der Erfahrung des Philosophierens selbst gesprochen hat. Vom beglückenden, erhabenen Zustand des eigenen Bewusstseinsstroms?

Schwer zu sagen. Doch berichten die Quellen ausdrücklich, Heraklit habe als Philosoph keinerlei Interesse daran gezeigt, Gesetze oder Verordnungen zu verfassen, sondern sich lieber mit den Kindern und Jugendlichen seiner Stadt unterhalten - was ich im gegebenen Zusammenhang als wichtiges Indiz für die Richtigkeit meiner Vermutung nehmen will. Auch wurde seine philosophische Rede gemeinhin als dunkel und schwer verständlich empfunden - vermutlich gerade, weil sie aus ganz einfachen Sätzen bestand.

So hoffe ich denn, nicht allzu dunkel zu sprechen, wenn ich zum Abschluss meiner Rede der Überzeugung Ausdruck verleihe, jeder von uns trage - als sprechendes Wesen - unzählige Glückskekse in sich. Und dass es die Anstrengung lohnt, hin und wieder einen - von innen - aufzubrechen.

Vielen Dank